

Fiktion und Realität im Finanzwesen

Max Otte

Vorab: Ich hätte nie erwartet, dass mich meine Beschäftigung mit Finanzkrisen eines Tages auf eine Tagung von Germanisten führt. Vielen Dank Christine Künzel und Dirk Hempel vom Institut für Germanistik II der Universität Hamburg und der Akademie der Wissenschaften in Hamburg für die Einladung. Ihre Tagung »Geldwirtschaft zwischen ›Realökonomie‹ und Fiktionalität«, deren Ergebnisse in dem vorliegenden Band dokumentiert sind, ist ein wichtiger Brückenschlag zwischen zwei Disziplinen, die gemeinhin nicht allzu viel Berührung haben.

Dabei war eine solche Tagung dringend notwendig. Denn die Wirtschaft, die Sphäre des Geldes ist zur omnipräsenten, fast alle Lebensbereiche durchdringenden Realität geworden. Die Sprache und die Bildwelt der Geldwirtschaft prägen längst auch unsere Gedankenstrukturen und unsere Realität. Höchste Zeit also, dass sich Germanisten dieses Themas annehmen.

I. Fiktion und Fakten

Was habe ich von meinem Deutschunterricht – in den ich übrigens sehr gerne ging! – zum Thema Fiktion behalten? Es ging um Metaphern, Bilder, Geschichten, Handlungen, Bedeutungsinhalte, Kontexte, Reflexion und die Entwicklung von Geschichten und Inhalten. Es ging um Stilmittel und Kunstgriffe. Es ging um die Verknüpfung von Form, Inhalten und Funktion zu etwas Ganzem, das wir dann wieder auseinandernehmen durften.

Fiktion ist etwas Erdachtes. Offensichtlich steht dieser Begriff im Gegensatz zur Realität beziehungsweise den Fakten. Hier wird gemessen und beschrieben, was ist. Und die Fakten stehen heutzutage hoch im Kurs. Ein bekanntes deutsches Nachrichtenmagazin wirbt mit dem Slogan »Fakten, Fakten, Fakten«.

Wenn der Deutschunterricht dann fortschreitet und seine höheren Sphären erreicht – so ab Beginn der Oberstufe – lernen wir, dass es ganz so einfach mit Fakt und Fiktion doch nicht ist. Fiktion hat ihre Entstehungsgeschichte, ihre Rezeption, ihre Wirkungsgeschichte. Fakten wiederum – insbesondere gesellschaftliche Tatbestände – beruhen oftmals auf bestimmten gesellschaftlichen Voraussetzungen und können sich ändern. Wenn der Staat – zum Beispiel der preußische Staat bei Hegel – als höchste Stufe der menschlichen Entwicklung angesehen wird und hierüber weitgehend Einigkeit in der Gesellschaft besteht, dann ist *dieser* Staat Realität. Wenn das Individuum als absoluter Bezugspunkt angesehen wird – wie heute in vielen westlichen Gesellschaften –, dann bekommt der Staat einen anderen Charakter und wird zur Residualgröße. In den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften nennt man die Wechselwirkung von Objekt und Betrachter Dialektik, in den Sprachwissenschaften wird dieser Sachverhalt mit dem Begriff Hermeneutik bezeichnet.

II. Die Grenzen der Ökonomie als exakte Wissenschaft

Die moderne Ökonomie versteht sich als faktenorientierte Wissenschaft. Was ist, wird gemessen und möglichst in mathematisch strenge Kausal- und Modellzusammenhänge gebracht. Die Ökonomie präsentiert sich somit als eine Art Physik der Gesellschaft.

Am deutlichsten zu sehen ist das im Lehrbuch von Samuelson und Nordhaus (2009), dem wohl bekanntesten Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre, das 1948 millionenfach verkauft wurde und immer noch eines der populärsten Einführungen zum Thema ist. Hier wird die klassische Mechanik der Kausalbeziehungen zwischen Kräften und Körpern, die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ihre Blüte hatte, auf wirtschaftliche Phänomene übertragen – ungeachtet dessen, dass dieses Konzept in der Physik schon Ende des neunzehnten Jahrhunderts Löcher bekam und seit dem frühen zwanzigsten Jahrhundert als überholt gilt. Es ist im Übrigen bezeichnend, dass Samuelson seine akademische Laufbahn als Physiker begann.

Es wird gemessen, es werden Kausalbeziehungen konstatiert – und am Ende ist die Wirtschaft ein Kosmos, der nach einem strengen Regelwerk funktioniert. Insbesondere sollen die Modelle auch »sparsam« sein, das heißt mit möglichst wenigen Ursachenvariablen auskommen. Je mehr Ursachen

man in den Modellen zulässt, desto unschärfer wird nachher die Mathematik.

Nun muss man sich nur noch über die wichtigsten Gesetze streiten – die Auseinandersetzung zwischen Monetaristen und Neoklassikern auf der einen und Keynesianern auf der anderen Seite ist wohl der wichtigste Methodenstreit – und alle Probleme sind geklärt. Im Jahr 2003 konnte Nobelpreisträger Robert Lucas in der Ansprache des Präsidenten an die American Economic Association behaupten, dass die Makroökonomie ihr Ziel erreicht habe und ihr zentrales Problem der Verhinderung von Depressionen gelöst worden sei (vgl. Lucas 2003). Wir wurden eines Besseren belehrt.

So kann es nicht verwundern, dass die moderne Ökonomie etliche »blinde Flecken« (Senf 2007) hat. Sie ist zum Beispiel bemerkenswert ruhig, wenn es um das Thema Finanz- und Wirtschaftskrisen geht. Krisen passen nicht gut in das Bild einer Wirtschaft, die mechanischen Gesetzen gehorcht und die sich mechanisch steuern lässt. Also kommen sie in den Lehrbüchern der Ökonomie nicht oder nur sehr am Rande – keinesfalls jedoch als zentrales Problem! – vor (vgl. Otte 2011). Nie waren Ökonomen präsenter als heute. Und dennoch hat so gut wie keiner vor einer möglichen Finanzkrise gewarnt (vgl. ebd.).

In einem Aufsatz mit dem Titel »Die Finanzkrise, die Ökonomen, der ›Crashprophet‹ und die Wissenschaft von der Ökonomie« (Otte 2011) habe ich die methodischen Probleme der mathematisch-modellorientierten Ökonomie erläutert. Sie bestehen, kurz gesagt, aus der Annahme stabiler Nutzenfunktionen und exogener Präferenzen, der im Widerspruch zum kausallinearen Modelldenken stehenden Dialektik gesellschaftlicher Vorgänge und damit einhergehend der Verwechslung von Vergangenheit und Zukunft sowie der Annahme rationaler Märkte (wobei gerade Finanzmärkte kurzfristig höchst irrational sein können).

Stabile Nutzenfunktionen und exogene Präferenzen: Zunächst einmal hat jede Theorie ihre Voraussetzungen, etwas das gesetzt ist und damit kein Fakt. Die Ökonomie geht vom Nutzenbegriff und von einer individuellen Nutzenfunktion aus. Das heißt, dass ein Individuum bei Erhalt eines Gutes einen bestimmten Nutzen verspürt, bei mehr Gütern derselben Art mehr Nutzen (wobei die Zunahme des Nutzens sich aber verflacht). Zudem sollen die Präferenzen exogen, das heißt vorgegeben und stabil sein.

Diese mechanische Grundannahme fast aller ökonomischen Modelle wird der Realität nicht gerecht. Institutionalisten wissen, dass Nutzenvorstellungen durch Institutionen und gesellschaftliche Prozesse erst geprägt

werden und sich daher verändern können. Hier besteht also das erste Einfallstor für Fiktionen und falsche Annahmen.

Konkret: wenn zum Beispiel derzeit argumentiert wird, dass obszön hohe Managergehälter im hohen einstelligen Millionenbereich notwendig seien, um Spitzenmanager zu halten, so vergisst man, dass in der Bundesrepublik bis circa 1990 Gehälter von einem Zehntel bis zu einem Viertel des heutigen Niveaus durchaus ausreichten, um Spitzenleistungen zu erhalten. Die deutsche Industrie war damals international mindestens ebenso gut positioniert wie heute. Hier muss sich also etwas in den Begriffen, den Nutzenvorstellungen der Gesellschaft geändert haben. Dennoch geht die Ökonomie von *a priori* stabilen Nutzenfunktionen aus und untersucht solche Änderungsprozesse eben nicht.

Modelldenken und Dialektik gesellschaftlicher Vorgänge: Seit Heisenberg wissen wir, dass sich der Gegenstand nur mit einer gewissen Unschärfe messen lässt. Ökonomen wollen davon zumeist nichts wissen und halten wie Paul Samuelson an einer Ökonomie fest, die idealerweise wie die klassische Mechanik des neunzehnten Jahrhunderts funktionieren soll.

Aber mehr noch: Experimente und Beobachtungen können auch den Gegenstand verändern – in der Kernphysik genauso wie in der Gesellschaft. Der bekannte Hedgefondsmanager George Soros sprach von der »Reflexivität« (1994) der Finanzmärkte, nämlich der Tatsache, dass menschliche Auffassungen und Eingriffe die Finanzmärkte verändern.

Der amerikanische Investmentbanker Richard Bookstaber war seit Anfang der achtziger Jahre im Zentrum des Geschehens, der Wall Street, in maßgeblicher Position an den Entwicklungen beteiligt. Er stellt dar, wie geniale Finanzprodukte und brillante Tradingstrategien unweigerlich zu kleinen oder großen Zusammenbrüchen führen (vgl. Bookstaber 2008). Nehmen wir an, ein Finanzingenieur entdeckt eine kleine Unebenheit in den Märkten, die sich mit Hilfe einer komplexen Tradingstrategie ausbeuten lässt und die regelmäßig hohe Rendite erzielt. Dann werden immer größere Volumina mit dieser Strategie gehandelt. Nachahmer treten auf den Plan. Und irgendwann bricht der Markt zusammen, weil er die Last nicht mehr aushält. Ähnlich war es auch mit den verbrieften Produkten im Immobiliensektor.

Weil Wohnimmobilien in den USA in den letzten Jahrzehnten nahezu kontinuierlich gestiegen waren, wurden Finanzprodukte konstruiert, mit denen sich an diesem Anstieg partizipieren ließ. Das heizte den Preisanstieg an, was wiederum die Nachfrage nach Finanzprodukten erhöhte. Irgendwann

wären dann die Preisanstiege in diesem Sektor so massiv, dass der Zusammenbruch kam. Was ist Fakt, wo beginnt die Fiktion?

Rationale Märkte: Die Volkswirtschaftslehre geht immer noch vom rationalen, nutzenorientierten Menschen aus, vom *homo oeconomicus*. Die Fortschritte in der verhaltenswissenschaftlichen Finanzforschung in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten zeigen allerdings, dass der *homo oeconomicus* gerade dann, wenn es um Geld und Finanzfragen geht, eher die Ausnahme als die Regel ist.

Die vorhergehenden Ausführungen deuten schon an, dass es an Märkten keinesfalls immer rational zugeht. Seit einem Jahrzehnt haben wir hierfür nun den wissenschaftlichen Beweis. Daniel Kahnemann erhielt den Nobelpreis dafür, dass er untersuchte, in welchen Regionen des Gehirns schnelle Geldentscheidungen getroffen werden. Kahnemanns (nicht so) überraschende Erkenntnis: In vielen Fällen übernimmt das Kleinhirn, das evolutionsgeschichtlich aus der Zeit der Reptilien stammt. Was Börsianer schon lange wussten, dass nämlich Urinstinkte wie Gier und Furcht die Finanzmärkte dominieren, ist nun wissenschaftlich bewiesen (vgl. u.a. Kahnemann/Tversky 1992).

III. Die Wechselwirkungen von »Realökonomie« und Fiktionalität am Beispiel von fünf zentralen Begriffsfeldern der Ökonomie

Anhand von fünf Begriffsfeldern stelle ich im Folgenden die Wechselwirkungen zwischen Definitionen (Anschauungen) und Realität dar: dem zentralen Begriff des Geldes, des Kredits, des Vermögens und Einkommens, der Preise und der Derivate.

1. Geld

Geld ist in der heutigen Welt, wenn nicht in aller Munde, so doch in (fast) aller Gedanken. Wer hätte es nicht gerne? Wenn man es dann hat, scheint es viel zu schnell weg zu sein. Andere wiederum haben so viel davon, dass sie es beim besten Willen nicht ausgeben können und es sich immer schneller ver-

mehrt. Der vordergründig so klare Begriff des Geldes ist aber doch deutlich vielschichtiger. Was ist Geld? Sind es die Münzen und Scheine in der Tasche? Oder ist nur Gold »echtes Geld«, wie es Goldfanatiker, so genannte »gold bugs« behaupten? Was ist mit dem Kontoguthaben bei der Bank? Was mit Finanzderivaten?

In der Wirtschaftsgeschichte gab es die unterschiedlichsten Geldformen: Münzen, Kühe, Muscheln, Zigaretten, Papierscheine und vieles andere. In der Volkswirtschaftslehre wird Geld nicht durch seine stofflichen oder sonstigen Qualitäten definiert, sondern durch seine drei *Kernfunktionen* – Tauschmittel, Rechenmaßstab und Wertaufbewahrungsmittel.

Tauschmittel: Eine Naturaltauschwirtschaft wäre höchst unpraktisch. Vielleicht müssten Sie Geigenstunden anbieten, um im Bekleidungsladen eine Hose zu erstehen. Wenn Ihr Gegenüber aber keine Geigenstunden möchte, wäre ein komplizierter und aufwendiger Tauschvorgang notwendig. Die Existenz eines akzeptierten Tauschmittels vereinfacht die Situation sehr.

Rechenmaßstab: Eng mit der Tauschmittelfunktion verknüpft ist die Funktion des Rechenmaßstabs, mit dem sich Güter und Dienstleistungen bewerten und beziffern lassen.

Wertaufbewahrungsmittel: In der Ökonomie ist allgemein akzeptiert, dass Geld auch zur Wertaufbewahrung dienen soll, dass Sie also für Ihr Geld in einem oder mehreren Jahren denselben Gegenwert erhalten wie heute. Einige alternative Ökonomen halten die Wertaufbewahrungsfunktion – und insbesondere den Zins – für ein Grundübel unseres Wirtschaftssystems. Unter den meisten Ökonomen, den Verfasser eingeschlossen, ist es aber Konsens, dass Geldwertstabilität ein wichtiges Zivilisationsgut ist.

Wenn Geld allerdings durch seine oben genannten Funktionen und nicht durch seine stofflichen Eigenschaften definiert wird, dann ist von besonderer Bedeutung, dass das Vertrauen in das Geld gegeben ist. Mit Vertrauen kann bloßes Papier, können bloße Computereinträge zu Geld werden; ohne Vertrauen verliert das Geld seine oben genannten Funktionen. Dann kann man nur noch auf stoffliche Werte – oft Gold – zurückgreifen. In der Zeit zwischen dem Ersten und den Zweiten Weltkrieg hingen die Banque du France, die Bank of England, die Federal Reserve und die Deutsche Reichsbank noch der Idee an, bei passender Gelegenheit zum Goldstandard, also zur jederzeitigen Konvertibilität von Banknoten in Geld zurückzukehren. Nach dem Zweiten Weltkrieg besaß nur noch der Dollar eine Golddeckung. Und seit dem Nixon-Schock von 1971 ist auch diese Konvertibilität aufgehoben. Dennoch hat das internationale Geldsystem bis heute bei etlichen Störungen

im Großen und Ganzen funktioniert. Vertrauen ist also ein zivilisatorisches oder öffentliches Gut. Geldproduzenten (Notenbanken) können durch ihre Politik sowohl Vertrauen fördern als auch zerstören. Wenn aber Geld vor allem auf Vertrauen beruht, dann ist Geld ein Kulturgut. Die allgemeine politische, wirtschaftliche und kulturelle Konvention, die uns Geld benutzen lässt, ist ein Faktum, allerdings eines des Geistes. Dieses Faktum kann auch zur Fiktion werden, wenn sich die Voraussetzungen ändern.

Immer wieder verfallen Regierungen der Versuchung, durch die Ausdehnung der Geldmenge – es handelt sich hierbei heute, wie bereits erwähnt, um bloße Computereinträge bei Notenbanken und Geschäftsbanken – Haushaltsdefizite zu stopfen. Eine größere Geldmenge kann, muss aber nicht, zu Inflation führen. Inflation wiederum kann helfen, politische Verteilungskonflikte zu lösen, weil es denjenigen Gruppen, die schleichend durch die Inflation besteuert werden, oft nicht oder nicht sofort auffällt. Inflation wiederum bedeutet, dass Geld irgendwann seine Funktionen als Rechenmaßstab, Zahlungsmittel oder Wertaufbewahrungsmittel nur noch unvollkommen erfüllen kann. Vertrauen bei einer niedrigen Inflationsrate die Bürgerinnen und Bürger noch auf die Funktionen, so wird dies bei zunehmender Inflation zunehmend zerstört, wie die Hyperinflation der zwanziger Jahre in Deutschland zeigte. Auch in den siebziger Jahren war die westliche Welt kurz davor, das Vertrauen in das Geldsystem zu zerstören, bevor Paul Volcker in den USA durch eine strenge Geldpolitik dieses wiederherstellte. Die Unabhängigkeit der Deutschen Bundesbank von der Bundesregierung zum Schutz des Vertrauens in die D-Mark war daher eine der Errungenschaften der Bundesrepublik Deutschland. Die Europäische Zentralbank erhielt zunächst ein ähnliches Statut wie die Bundesbank. Mit dem von der Europäischen Union beschlossenen Euro-Rettungsschirm vom 10. Mai 2010 ist allerdings die Verpflichtung der Bundesbank und der Europäischen Zentralbank auf das Ziel, die Währung zu sichern, ausgehöhlt worden. Seitdem die Bundesbank gezwungen wurde, dem Kauf von Anleihen durch die Europäische Zentralbank zuzustimmen, ist ihre Unabhängigkeit Makulatur.

2. Kredit

Geld alleine – selbst in seiner erweiterten Form als Banknote oder als Kontoguthaben – ist nur noch ein geringer Teil unserer Ökonomie, und nicht mehr der bedeutendste. Während im Mittelalter und auch im vergleichswei-

se viel höher entwickelten Römischen Reich das physische Geld dominierte, wird seit Beginn der Neuzeit der Kredit, die Möglichkeit, bei Bedarf über Geld zu verfügen, immer wichtiger. Kredit (und die doppelte Buchhaltung, auf die ich im nächsten Abschnitt eingehen werde), sind die eigentlichen Innovationen in der Finanztechnik der Neuzeit.

Der Kredit ermöglicht eine unglaubliche Dynamisierung unserer Wirtschaftsverhältnisse. Geld muss nicht mehr gehortet werden, um es bei Bedarf auszugeben, sondern kann zwischenzeitlich auch verliehen werden, wenn es an anderer Stelle benötigt wird. Damit kann Geld dahin fließen, wo es aktuell benötigt wird. Solche Transfers sind zwischen Personen, Unternehmen, dem Staat und Personen sowie zwischen Nationen möglich. Die USA konnten ihren massiven Konsum in den letzten beiden Jahrzehnten nur aufrechterhalten, weil andere Nationen – allen voran China, aber auch Japan, Deutschland und andere – bereit waren, amerikanische Staatsanleihen und Dollarguthaben, Forderungen auf das amerikanische Sozialprodukt, zu halten. Der Kreditgeber lässt sich entweder Sicherheiten geben oder vertraut auf die Ertrags- und Wirtschaftskraft des Kreditnehmers (natürlich meist nach einer Prüfung der Finanzzahlen). Der Kredit wird also im Vertrauen auf Sicherheiten oder die Zahlungsfähigkeit des Kreditnehmers gegeben. Diese Tatsache alleine hat natürlich schon oft dazu geführt, dass Bilanzen gefälscht werden, also mit betrügerischer Absicht Fiktionen produziert werden, um sich Kredite zu erschleichen, zum Beispiel in den neunziger Jahren durch den Baulöwen Jürgen Schneider oder aktuell durch die Schieder-Gruppe, den ehemals größten Möbelproduzenten Europas.

Die Subprime-Krise¹ war keine Krise des Geldwertes, sondern eine Kreditkrise. Wenn eine Bank oder ein Unternehmen Kredite vergibt, sind dies Forderungen. In der Bilanz stehen Forderungen auf der Aktivseite und gelten somit als Vermögen. Mit diesem Vermögen lassen sich weitere Kredite aufnehmen. Je nachdem, wie streng oder locker die Regeln gestrickt sind, lassen sich so Kreditgebäude aus vielen Ebenen errichten, bei denen die Summe der letztlich vergebenen Kredite ein Vielfaches der Wirtschaftsleis-

1 »Subprime«-Kredite sind Kredite minderer Qualität, bei denen die Schuldner oder die Kreditbedingungen nicht den üblichen hohen Ansprüchen genügen. Dieses Vehikel wurde vor der Finanzkrise in den USA millionenfach von überwiegend privaten Käufern genutzt, um zumeist überbewertete Immobilien zu erwerben. Man gab sich der Illusion hin, diese Vergabepaxis durch besseres Risikomanagement und Verbriefung kontrollieren zu können. Als die ersten Kredite nicht bedient werden konnten und in Folge die Kreditvergabe wesentlich vorsichtiger erfolgte, kollabierte das gesamte Kartenhaus aus exzessiver Kreditvergabe und überbewerteten Immobilien.

tung eines Landes erreicht. Was an diesen Vermögenswerten ist Fakt, was Fiktion? Nach der Finanzkrise stellte sich zumindest heraus, dass viele der in Immobilienkrediten gebundenen Vermögenswerte Fiktion waren. In den wenigsten Fällen waren allerdings diese Fiktionen strafbarer Betrug. Das System, das auf Finanzinnovationen, Ratingagenturen, Banken und Investmentbanken und Finanzvehikeln außerhalb der Bilanz beruhte, ließ es zu, beziehungsweise förderte es sogar, Zahlen zu produzieren, die mit der Realität nichts mehr zu tun hatten. Hier liegt letztlich ein politisches Systemversagen vor (vgl. Otte 2009b).

3. Vermögen und Einkommen

Die zweite wichtige Finanzinnovation der Neuzeit ist neben der weitreichenden Nutzung des Kredits das System der doppelten Buchhaltung, bei dem jeder Geschäftsvorfall zeitgleich durch eine Soll- und eine Habenbuchung erfasst wird. Die doppelte Buchführung ermöglicht es, einerseits die Vermögenssituation eines Unternehmens durch die Bilanz (Aufstellung der Vermögensbestandteile und der Kapitalherkunft), andererseits die Ertragsituation (Aufwendungen und Erträge in der Gewinn- und Verlustrechnung) zu ermitteln.

Bilanzen und Geschäftsabschlüsse sind die Sprache der Wirtschaft. Bei der Erstellung und Verwendung derselben ergeben sich in vielen Fällen Interpretationsspielräume, insbesondere dann, wenn Vermögensgegenstände zu bewerten sind.

Das Bild des Sees, der sich an einem Flusslauf angestaut hat, mag dies verdeutlichen. Ich kann messen, wie viel Wasser sich im See befindet (Bilanz, zeitpunktbezogen), oder wie viel in einem Jahr in den See hinein- und hinausfließt (*Cash-Flow*-Rechnung, zeitraumbezogen). Sowohl durch Messung der Wassermenge im See an zwei Zeitpunkten, als auch durch die Messung des hinein- und hinausfließenden Wassers in einem Zeitraum kann ich die Veränderung der Wassermenge im See bestimmen. Die Gewinn- und Verlustrechnung hängt mit der Messung der reinen Zahlungsströme (*Cash-Flow*-Rechnung) zusammen, weicht aber aus gutem Grunde in etlichen Punkten ab. Wenn ein Unternehmen zum Beispiel aus vorhandenen Finanzmitteln eine Maschine kauft, wird hierfür eine große Zahlung (Mittelabfluss) fällig. Diese Maschine wird aber wahrscheinlich über viele Jahre ihren Dienst erweisen. So würde es die Gewinn- und Verlustrechnung verfälschen,

wenn der gesamte Kaufpreis im Anschaffungsjahr als Kosten angesetzt würde. Also wird die Ausgabe periodisiert und über einen bestimmten Zeitraum verteilt. Wenn dann die gesamte Anschaffung als Kosten angesetzt wurde, spricht man auch von einer »abgeschriebenen« Maschine.

Wenn auch die Periodisierung zur Erfassung des Gewinns einer Periode sinnvoll ist, so öffnet sie doch auch deutlichen Raum für Interpretationen und Bemessungsspielräume (Fiktionen). Über welchen Zeitraum soll eine Maschine abgeschrieben werden? Was passiert mit einer Forderung, deren Einbringung zweifelhaft geworden ist? Mit welchem Wert soll das Betriebsgrundstück in der Bilanz angesetzt werden?

Die Grundsätze ordnungsmäßiger Buchführung – zum Beispiel Richtigkeit und Willkürfreiheit, Klarheit und Übersichtlichkeit, Einzelbewertung (Saldierungsverbot), Vollständigkeit, das Realisations- und das Imparitätsprinzip, die Abgrenzung der Sache und der Zeit nach sowie die Grundsätze der Vorsicht, der Kontinuität, der Fortführung der Unternehmenstätigkeit, das Periodisierungsprinzip und das Stichtagsprinzip wären nicht entstanden, wenn die Messung von Gewinnen und Vermögen eine rein mathematisch-mechanische Angelegenheit wäre. Armeen von Wirtschaftsprüfungsgesellschaften – Söldnertruppen des modernen Symbolkapitalismus – beschäftigen sich mit der Produktion und Deutung von Finanzzahlen.

In der konservativen deutschen Buchhaltung nach dem Handelsgesetzbuch (HGB) galt das strenge Niederstwertprinzip: Ein Vermögensgegenstand sollte zu seinen Kosten oder zu seinem Marktwert erfasst werden, was immer der niedrigere Wert sei. Diese konservative Methode konnte zu Verzerrungen der Wertansätze führen, aber sie stellte doch in den meistens Fällen (wenn auch nicht immer!) sicher, dass mindestens die Wertansätze vorhanden und belastbar waren. Man spricht also von einer gläubigerorientierten Buchhaltung.

Mit der Einführung der *International Accounting Standards* (IAS/IFRS) in den letzten Jahren wurde das *Fair Value Accounting*, die Bilanzierung zum »fairen« Wert, Prinzip. Vermögensgegenstände sollen also zu ihrem fairen (Markt-)Wert in die Bilanz eingestellt werden. Was zunächst logisch und folgerichtig klingt, erweist sich bei näherem Hinsehen als höchst problematisch. Für viele Vermögensgegenstände des Finanzvermögens, insbesondere Derivate, aber auch Forderungen und viele andere Titel, ist es nämlich gar nicht möglich, einen objektiven fairen Wert festzustellen. Derivate, für die es keinen Markt gibt, weil sie nicht gehandelt werden, müssen mit Hilfe finanzmathematischer Modelle berechnet werden. Hier können aber schon Abwei-

chungen in den Modellannahmen von einem Prozent zu Schwankungen im errechneten Wert von mehreren hundert Prozent führen. Eine andere groteske Konsequenz des *Fair Value Accounting*: Verschlechtern sich die Kreditbedingungen, sind bestehende Kredite nur noch mit einem Abschlag weiterveräußerbar, weil die Käufer woanders mittlerweile als Folge des schlechteren Kreditmarktes höhere Zinsen bekommen würden. Banken jedoch können ihre Schulden dann nach *Fair Value Accounting* zu niedrigeren Preisen ansetzen, weil sie ja ihre Schulden billiger zurückkaufen könnten. Damit sinken buchhalterisch die Schulden der Bank, das Eigenkapital steigt, ohne dass das Management etwas dazu getan hätte. Für meine Ohren klingt das sehr nach Fiktion.

Fair Value Accounting ist also, anders als sein Name es implizieren würde, zum Einfallstor für Fiktion und Dichtung in der Wirtschaft geworden. Und die wahren Dichter unserer Zeit sitzen nicht mehr in der heimischen Studierstube, sondern in den Investmentbanken und Wirtschaftsprüfungsgesellschaften.

Auch bei der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung, die den Wohlstand beziehungsweise die laufende Produktion eines Landes messen soll, ergeben sich vielfach Interpretations- und Bemessungsspielräume. Anders als beim betrieblichen Rechnungswesen gilt hier auch nicht der Grundsatz der Einzelbewertung. Es werden also nicht alle Transaktionen erfasst. Sonst wäre es sozialistische Planwirtschaft. Durch die vielfachen Schätzverfahren kann die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung also nur sehr ungenau sein. (Dass die sozialistische Planwirtschaft kein Muster an Genauigkeit war, sondern in besonderem Maße für Fiktion in der Wirtschaft stand, ist ebenfalls bekannt.)

Aber die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung ist nicht nur ungenau; sie ist auch in den westlichen Industrienationen vielfach politisch manipuliert (vgl. Otte 2009a: 147f.). In den siebziger Jahren erfand Arthur Burns, Chairman des Federal Reserve Board, auf Drängen Richard Nixons die so genannte »Kerninflation« – eine Inflationsrate, bei der die besonders stark schwankenden Größen Nahrungsmittel und Energie herausgerechnet waren und die daher die Inflationsrate oft systematisch zu niedrig bemas. In den USA werden Produktivitätsfortschritte aus Sicht des Verfassers zum Teil verfälschend in die Inflationsstatistik eingebracht, indem zum Beispiel die Rechnerleistung derart berücksichtigt wird, dass der Preis eines neuen Computers für die Statistik nach unten angepasst wird, wenn er eine höhere Rechnerleistung hat. Die fiktive nicht gezahlte Miete auf eigene Wohnimmobilien wird dem Volkseinkommen zugeschlagen. Was ist da noch Realität?

4. Preise

Ein zentraler Begriff der Marktwirtschaft ist der des Preises. Oben ist er uns schon in Form des gesamtwirtschaftlichen Preisniveaus begegnet, dessen Steigerung wir Inflation nennen. Dies wäre die makroökonomische Komponente des Begriffs. Gehen wir aber auf die mikroökonomische Ebene ein, auf die Frage, wie sich einzelne Preise bilden, treffen wir auf erstaunliche Denkmuster, die von Alexander Rüstow, dem großen ordoliberalen Denker, zum Teil als vorwissenschaftlich und »religionsähnlich« (Rüstow 2004) bezeichnet werden.

Die »moderne« Ökonomie geht davon aus, dass der Marktmechanismus der freien Preisbildung der effizienteste Mechanismus zur Koordination des Güterverkehrs ist. Sie verwendet sozusagen das Bild des Wochenmarktes, auf dem die Händler einfache Güter gegen Geld verkaufen. Dieser weitgehend transparente Markt ist eine vorindustrielle Organisationsform. Er entspricht keinesfalls der komplexen Ordnung der Märkte in der Industrie- oder Dienstleistungsgesellschaft, mit langfristigen Lieferbeziehungen und -verträgen, Arbeitsverträgen, Marktforschung und Konsumentenbeeinflussung. Marktbeziehungen beinhalten spezifisches Vertrauen und Kapital (vgl. Williamson 1985), welches an eine bestimmte Beziehung und Situation gebunden ist.

Aber nicht die Komplexität moderner Märkte führt dazu, dass das die Ökonomie dominierende Bild des Marktmechanismus auf falschen Voraussetzungen beruht, auch die Annahme der Irrationalität ist problematisch. Wenn der Verstand aussetzt, können durch kollektiven Wahn völlig irrationale Preise entstehen, wie zum Beispiel während der Tulpenmanie in Holland zwischen 1634 und 1636, der Südseeblase in England im Jahr 1720, den Grundstücksspekulationen in Florida 1926 oder der Technologieblase der Jahre 1998 bis 2001. Und es lässt sich nicht behaupten, dass der Börsenmechanismus in diesen Jahren nicht funktionierte (vgl. MacKay/de la Vega 2010). Im Gegenteil: irrationale Preise und Blasen scheinen umso leichter möglich zu sein, je beweglicher Vermögensgegenstände sind. Die Übertreibungen am amerikanischen Häusermarkt wurden erst möglich, als die Kreditaufnahme wesentlich vereinfacht wurde und Kredite handelbar und beweglicher gemacht wurden.

Der ehemalige Wirtschaftsweise Bert Rürup, der seinerseits dem Ruf des Marktes gefolgt ist und beim Finanzvertrieb AWD als Chefökonom angeheuert hat, spricht daher bildhaft von verschiedenen Grundmodellen der

Marktwirtschaft. Während die Angelsachsen den Markt als »Vollautomatismus« ansähen, würden die Kontinentaleuropäer mit ihren Modellen der Sozialen Marktwirtschaft oder des rheinischen Kapitalismus den Markt als »Halbautomatismus« ansehen. Die Angelsachsen gingen also davon aus, dass der Markt an sich optimale Ergebnisse erziele und dass man lediglich alle Markthindernisse entfernen müsse, während die Kontinentaleuropäer gewisse Korrekturen am Ergebnis von Marktprozessen als notwendig ansähen. Daneben gebe es noch die dritte Variante des asiatischen Staatskapitalismus, in welchem der Markt staatlichen Zielen untergeordnet werde (vgl. Rürup 2008).

Aber was sind »faire Preise«, wenn nicht die, die am Ende durch den Marktmechanismus bestimmt werden? Letztlich sollen faire Preise durch Konkurrenz entstehen. Aber da endet das Problem auch noch nicht. Der in Vergessenheit geratene große deutsche Ökonom Werner Sombart sprach von Leistungskonkurrenz, Suggestionkonkurrenz und Gewaltkonkurrenz (vgl. Sombart 1916). Nur die *Leistungskonkurrenz*, die ihre Analogie im Sport findet, schafft nach Sombart faire und zielorientierte Ergebnisse. *Suggestionkonkurrenz* versucht Tatsachen vorzutäuschen, die es so nicht gibt, also den Erfolg im Wettbewerb durch die Produktion von Fiktionen zu erzielen. Heute ist Suggestionkonkurrenz in Gestalt des Marketing allgegenwärtig. Wo lässt sich da die Grenze zu Lüge und Schwindel ziehen?

Aber nicht nur Produkte sollen beworben werden, auch von Unternehmen und Institutionen werden mit Hilfe des Marketing förderliche Bilder produziert. Auch hier stehen nicht mehr die Fakten, sondern die Fiktionen im Vordergrund. Ein aktuelles Beispiel überbordender Suggestion ist das Schlagwort *Corporate Social Responsibility*. Unternehmen werben damit, dass sie besonders »gut« und »verantwortlich« seien. So präsentierte der Frankfurter Flughafen sich auf seiner Website mit Bildern von Wiesen und Wäldern. Früher hätte man dies als krude »Propaganda« bezeichnet. Denn es ist völlig offensichtlich, dass der Flughafen Frankfurt, so wie alle anderen Großflughäfen auf der Welt, massiv zur Belastung unserer Umwelt beiträgt, egal ob dies nun gesellschaftlich gewollt ist oder nicht.

Schließlich gibt es auch noch die *Gewaltkonkurrenz*, das Durchsetzen von Bedingungen durch Macht. Wenn früher Raubritter eine Kette über den Fluss spannten, um Abgaben abzapfen, so sorgt heute die mit raffinierten Methoden wie dem *Conjoint Measurement* durchgeführte Methode der »nutzenorientierten Preisfestsetzung« dafür, dass Flugtickets, die kurz vor Abflug gebucht wurden, um ein Vielfaches teurer sind als die lange im Voraus ge-

buchten Tickets, obwohl die bezogenen Leistungen dieselben sind. Man kann also in der modernen Marktwirtschaft mit Fug und Recht von einem Rückfall in die Wirtschaftssitten des Mittelalters sprechen. Früher wäre das, was wir unter »nutzenorientierter Preisfestsetzung« kennen, in vielen Fällen mit »Wegelagerei« bezeichnet worden. Nutzenorientierte Preisfestsetzung ist das Gegenteil einer zivilisierten Gesellschaft, in der es Preistransparenz und in gewissem Rahmen auch Preiskonstanz geben sollte.

Noch eine Konsequenz hat die Gewaltkonkurrenz. Sie führt zur Ausschaltung des Konkurrenten, zur *Cutthroat Competition*, wie zum Beispiel in den USA um 1900 herum. Hier entstanden marktbeherrschende Monopole und Oligopole. Wenn aber die Märkte von einzelnen Akteuren beherrscht werden, die nach Belieben agieren können und die Verbraucher keine Alternativen haben, kommt nach Sombart wieder die Suggestion zum Zuge (vgl. Sombart 1916: 562).

5. Derivate²

Eine besondere Spielart der Hyperrealität sind Derivate – Wetten auf die Zukunft mit Verfallsdatum. In gewissem Umfang können Derivate als Absicherungsgeschäft sinnvoll sein, aber derlei Derivate werden heute in breitem Umfang Privatinvestoren angeboten, unter solch irreführenden Namen wie Discount-, Bonus- oder sogar Garantiezertifikat. Man wettet dann zum Beispiel bei einem Discountzertifikat darauf, dass eine bestimmte Aktie oder ein bestimmter Aktienkorb in einem bestimmten Zeitraum nicht unter einen bestimmten Kurs fällt. Fallen die Basiswerte (*Underlyings*) darunter, bekommt der Anleger den Basiswert angedient.

Derivate eignen sich sehr gut dazu, Privatanlegern Themen zu suggerieren und Fiktionen zu produzieren, da kaum ein Privatanleger die finanzmathematischen Kenntnisse haben dürfte, den Wert eines Derivats wirklich zu berechnen. Banken und Finanzdienstleister können risikolos viel Geld damit verdienen, dass der Privatanleger im wahrsten Sinne des Wortes immer »gegen die Bank« spielt. Derivate sind in Zusammenhang mit den oben erwähnten neuen Buchhaltungs- und Bilanzierungsregeln oftmals reine Fiktion oder zumindest Poesie auf hoher Ebene. Sie sind mittlerweile zu einem bedeutenden Bestandteil der Geldwirtschaft geworden: Das Bruttoinlands-

² Vgl. dazu insbesondere das Kapitel »Finanzderivate und der Verfall der Wirtschaftssitten« in Otte (2009a: 110–136).

produkt der Welt (BIP) liegt bei knapp 60 Billionen US-Dollar. Das Volumen des gesamten Finanzvermögens liegt bei knapp 2.000 Billionen US-Dollar, davon alleine etwa 800 Billionen US-Dollar Derivate.

IV. Die Hyperrealität der Geldwirtschaft

Im real existierenden Kapitalismus beschäftigen sich viele der besten und talentiertesten Menschen mit der Geldwirtschaft. Der Milliardär Charlie Munger, kongenialer Partner des US-Superinvestors Warren Buffett, veröffentlichte im Februar 2010 seine »Parabel, wie ein Land in den finanziellen Ruin schlitterte« (Munger 2010). Darin schildert er, wie eine einstmalig fleißige, sparsame und konservative Nation wohlhabend wird, das Spielen in Casinos entdeckt und langsam der Spielsucht verfällt. »So kam es, dass die Gewinne der Casinos schließlich 25 Prozent des Bruttoinlandsproduktes ausmachten und 22 Prozent aller Löhne und Gehälter an Casinoangestellte gingen (von denen viele Ingenieure waren, die man dringend anderswo benötigt hätte).« (Ebd.; Übersetzung M.O.) Irgendwann stand das Land vor einem Problem – die Exporte, die früher 25 Prozent des BIP betragen hatten, lagen nun bei zehn Prozent, die Importe waren von 15 auf 30 Prozent gestiegen. Ein weiser Mann wurde gefragt, der viele kluge Vorschläge machte, wie man die Spielsucht in den Casinos einschränken könne. Munger schreibt weiter, dass die Ratschläge des weisen Mannes weitgehend ignoriert wurden und dass die Ökonomen des Landes in Mehrheit deutlich gegen eine solche Regulierung waren, weil sie der Meinung waren, dass alle Resultate des Marktes effizient seien. Auch die Banken und Casinos widersetzten sich. So war der Abstieg des Landes unaufhaltsam.

1950 betrug der Anteil der Gewinne des Finanzsektors an allen Unternehmensgewinnen in den USA etwa zehn Prozent, 1960 etwa 18 Prozent, 1970 etwa 23 Prozent, 1980 etwa 20 Prozent, 1990 schon 23 Prozent, 1993 31 Prozent, im Jahr 2000 dann 40 Prozent, 2003 44 Prozent und jetzt – trotz der Finanzkrise und der zusammengebrochenen Gewinne – immer noch 33 Prozent. Für Deutschland lag der Anteil an den Unternehmensgewinnen im zuletzt gemessenen Jahr 2008 – trotz Finanzkrise – bei 8,5 Prozent.

Ist ein ausuferndes Finanzsystem mit dem 33-fachen Volumen des Wertes der Jahresproduktion erforderlich? Ist die Versorgung mit Banken im bisherigen Ausmaß sinnvoll? Realwirtschaftlich gestützt? Noch gilt das deutsche

Bankenwesen mit den drei Säulen Staatsbanken, genossenschaftliche Banken mit Verzahnung vor Ort und Privatbanken wie der Deutschen Bank als vergleichsweise gesund.

Es wird berichtet, dass Finanzminister Wolfgang Schäuble fassungslos war, nachdem er einen Handelsraum der Deutschen Bank besichtigt hatte. Der Jurist und Staatsdiener konnte nicht verstehen, dass hunderte intelligenter und studierter Menschen sich an kleinen Bildschirmen mit der Manipulation von Zahlen beschäftigen. Und eigentlich ist diese Haltung verständlich. Würden wir nicht viele dieser Menschen besser in Ingenieur-, Lehr- oder Verwaltungsberufen benötigen? Oder in der Germanistik? Stattdessen spielen sie Nullsummenspiele und schichten Vermögen und Einkommen um.

In einem visionären Artikel sprach Peter Drucker (1909–2005), Managementvisionär und einer der letzten Universaldenker, schon 1986 davon, dass der »Aufstieg der Symbolwirtschaft« (vgl. Drucker 1986) einer der drei wichtigsten Trends der nächsten Jahrzehnte sei. Es käme nicht mehr so sehr auf die Produktion und Verteilung von Gütern an, sondern auf die Manipulation von Symbolen wie Finanzen, juristischen Regelungen, Patenten und Inhalten. Druckers Prognose erwies sich – wie so oft – als treffsicher. Das Ausmaß des Wandels zur Symbolwirtschaft übertrifft alle Erwartungen oder Befürchtungen, je nachdem, wie man es sieht.

Germanisten beschäftigen sich mit dem Gebrauch von Sprache, und damit auch dem Gebrauch von Symbolen. Die Symbole der Hyperrealität der Finanzwirtschaft zu analysieren, in Perspektive zu setzen, und auch Mythen zu demaskieren, wäre eine wichtige Aufgabe. Ich kann nur hoffen, dass nicht alle Talente in die Handelsräume der Großbanken gehen und einige den Ruf der Germanisten und Sozialwissenschaftler hören und helfen, kritische Distanz zum Geschehen zu entwickeln, eine Distanz, wie sie auch Wolfgang Schäuble (wenn die Anekdote stimmt), offenbart hätte. Insofern hoffe ich, dass diese Sammlung von Beiträgen den Auftakt zu einem fruchtbaren Dialog bilden wird. Nie war er notwendiger als heute.

Literatur

Bookstaber, Richard (2008), *Teufelskreis der Finanzmärkte: Märkte, Hedgefonds und die Risiken von Finanzinnovationen*, Kulmbach.

- Drucker, Peter F. (1986): »The Changed World Economy«, in: *Foreign Affairs*, Jg. 64, H. 4, S. 341–351.
- Kahneman, Daniel/Tversky, Amos (1992), »Advances in Prospect Theory. Cumulative Representation of Uncertainty«, in: *Journal of Risk and Uncertainty*, Jg. 5, H. 4, S. 297–323.
- Lucas, Robert E. jr. (2003), »Macroeconomic Priorities«, in: *American Economic Review*, Jg. 93, H. 1, S. 1–14.
- MacKay, Charles/de la Vega, Joseph (2010), *Gier und Wahnsinn – warum der Crash immer wieder kommt ...*, München.
- Munger, Charles (2010), »Basically, It's Over. A parable about how one nation came to financial ruin«, in: *Slate*, 21. Februar; vgl.: <http://www.slate.com/id/2245328> (Stand: 04.08.2010).
- Otte, Max (2009a), *Der Crash kommt*, komplett überarb. Taschenbuchausgabe, Berlin.
- Otte, Max (2009b), »Die Finanzkrise und das Versagen der modernen Ökonomie«, in: *Das Parlament, Beilage: Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 52, 21. Dezember, vgl.: <http://www.bundestag.de/dasparlament/2009/52/Beilage/002.html> (Stand: 15.03.2011).
- Otte, Max (2011), »Die Finanzkrise, die Ökonomen, der ›Crashprophet‹ und die Wissenschaft von der Ökonomie, Kölner Vorträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte«, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*, Jg. 2011, H. 1, S. 191–217.
- Samuelson, Paul A./Nordhaus, William D. (2009), *Economics*, 19. Aufl., New York.
- Senf, Bernd (2007), *Die blinden Flecken der Ökonomie – Wirtschaftstheorien in der Krise*, 4. Aufl., Kiel.
- Soros, George (1994), *The Alchemy of Finance: Reading the Mind of the Market*, Hoboken.
- Rürup, Bert (2008), »Rede auf der Landesmitgliederversammlung des Wirtschaftsrats in Dresden. 60 Jahre Soziale Marktwirtschaft: Ein Auslaufmodell?« (Dresden, 23. September); vgl.: <http://www.wirtschaftsrat.de/landesverbaende/LvSAC-Index/LvSACmitt?archiv=1> (Stand: 19.07.2010).
- Rüstow, Alexander (2004), *Die Religion der Marktwirtschaft*, Münster u.a.
- Sombart, Werner (1916), *Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*, 2 Bde., München/Leipzig.
- Williamson, Oliver E. (1987), *The Economic Institutions of Capitalism*, New York.

